



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz : 2.
Eine Fahrt um die Meißnisch-Lausitzische Nordostgrenze : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nur einmal auf dieser Welt. Besorgt eure Geschäfte, ohne etwas zu fürchten oder zu hoffen, das ist die Quintessenz aller praktischen Philosophie.“ Der andre, längere Aufsatz ist eine Abhandlung über Schopenhauer, dem schon einige Blätter in den Aufzeichnungen des Wahnsinnigen gewidmet sind: in diesen wird eine Unterredung mit dem Frankfurter Philosophen erzählt, die Challemel-Lacour wirklich gehabt hat. Am Schluß der Abhandlung wird der Pessimismus auf seinen berechtigten Kern zurückgeführt und dem ganzen Buche der Giftstachel ausgezogen. „In einer Zeit, wo man die Menschen vergöttert, wo man sicher ist, Beifall zu ernten, wenn man sie emphatisch preist, wäre eine Lehre, die in einem bescheidnern Tone von den Menschen spricht, nicht ohne Nutzen, wenn sie weniger übertriebe. Aber ein unbefleglicher Protest erhebt sich gegen die praktischen Ergebnisse der schopenhauerischen Philosophie. Man fragt sich, ob nicht die Illusion so gut ihren Wert habe wie die Wahrheit, ob es nicht besser für den Menschen sei, sich ein wenig zu hoch als gar zu niedrig einzuschätzen, und unser Instinkt antwortet mit Ja, ein Instinkt, der den Menschen zur Tat, zum Glauben, zum Streben nach Glück treibt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß spitzfindige Lehren, die diesen Instinkt der Lüge oder der Blindheit zeihen, sobald den Sieg davontragen werden.“



Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt

2. Eine Fahrt um die Meißnisch-Lausitzische Nordostgrenze

(Schluß)



Die zweite Merkwürdigkeit Amehsens ist der Flügelaltar der Kirche. Ich war erstaunt, wie der Kantor des Ortes, mein freundlicher Mentor, ehe er mir die Kirche aufschloß, ein Opernglas zu sich steckte. Als wir aber vor dem herrlichen Altare standen, den sein ganzer Aufbau als ein Werk aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts kennzeichnet, da wurde es mir klar, daß es hier allerdings lohnt, die Augen aufzutun. Der obere Teil des Altars enthält Christi Kreuzigung nicht in einem Relief, sondern in meist freistehenden, etwa dreißig Zentimeter hohen Figuren, die auf einem nach vorn geneigten Sohlbrette stehn; den Hintergrund bildet ein Relief von Jerusalem. Die ganze Gruppe ist von dem Bildschnitzer mit der größten Lebhaftigkeit aufgefaßt und dargestellt worden. Namentlich der Schmerz der Frauen ist in rührender Weise ausgedrückt: Magdalena windet sich in höchster Seelenqual um den Stamm des Kreuzes, links davon sinkt Maria, von Frauen gehalten, auf die Kniee; großartig ist auch der Gesichtsausdruck des Schächers im Mittelgrunde. Das sind nicht mehr die konventionellen Formen des vierzehnten und der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, aus dem Ganzen weht uns der Geist individueller Auffassung,

der Geist der Renaissance entgegen, wenn auch einzelne Zieraten noch gotisches Gepräge haben. Es zeigt sich eben auch hier wie in der Baukunst, daß Spätgotik und beginnende Renaissance vielfach ineinander fließen. Andererseits spricht aus der Darstellung auch so tiefe deutsche Empfindung, daß wir durch den dünnen Schleier katholischer Formgebung doch schon die vertiefte Religion des Evangeliums zu spüren glauben.

Der Hauptteil des Altars ist dem heiligen Georg gewidmet, dem Patron der Pilger, fahrenden Ritter und Kaufleute, die auf der alten Salzstraße von Strehlen nach Ortrand über Rmehlen dahinzogen. So war denn im Mittelstück des Altars der heilige Georg dargestellt, wie er den Lindwurm überwindet, darunter sahen wir die befreite Königstochter und Georg hoch zu Roß, wie er den bezähmten Lindwurm neben sich herführt. Die Darstellungen der übrigen kleineren Felder beziehen sich auf den Prozeß, das Martyrium und den Tod des Heiligen, der im Jahre 305 bei der Christenverfolgung Diokletians für seinen Glauben blutete. Der Rmehlener Altar ist meiner Ansicht nach ein interessantes und bedeutendes Kunstwerk, und es wundert mich, daß sich, wie es scheint, niemand um seine Erhaltung kümmert. Schon vor fünfzehn Jahren ist es von roher Hand beraubt worden. Der Kantor erzählte mir, daß er in einer unheimlichen, stürmischen Nacht von Hundegebell, das um die Kirche ertönte, geweckt worden sei, aber seine Frau habe ihn gehindert, hinauszugehn. Am Morgen sei ein Fenster der Kirche erbrochen, und die Figuren des heiligen Georg und des Kaisers Diokletian seien geraubt gewesen. Sollte es wirklich unmöglich sein, sie wieder zur Stelle zu schaffen? Keinesfalls nämlich möchte ich durch diese Worte bewirken, daß der Rmehlener Altar zur bessern Konservierung in irgend ein Museum verschleppt würde — er ist aus der Heimatkunst hervorgegangen und soll in der Heimat bleiben, nur hier kann er seine volle Wirkung tun. Denn vermutlich gehört doch auch der Rmehlener Altar wie alle die Altäre dieser Walddörfer der Großenhainer Kunstschule an, die, wie früher ausgeführt worden ist, in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts blühte. Die erst beginnende Erforschung unsrer heimatischen sächsischen Kunst, die ich aber für nicht minder wichtig halte als die der italienischen oder der niederländischen, wird mit der Zeit auch über diese Werke und ihre Meister Licht verbreiten.

In Rmehlen selbst weiß man, soviel ich erkunden konnte, über die Stiftung und die Herkunft des Altars nichts sicheres. Vielmehr schwebt um seine Herkunft eine dunkle Sage. Ein Herr von Lüttichau soll ihn mit Gewalt aus einem Kloster entführt haben. Von den Mönchen des Klosters verfolgt sei er mit seiner Beute eben gerade noch zur rechten Zeit vor seinem Wasserschloße angekommen, sich und sie in den Hof zu retten und die Zugbrücke aufzuziehn. Aber die Verfolger hätten das Schloß umringt — und seine Mutter habe den eignen Sohn mit dem Schwerte erstochen, um ihn vor der entehrenden Strafe des Kirchenraubs zu retten. Das Zimmer, wo die grausige Tat geschehn sei, sei noch jetzt im Rothkircher Anteil des Schlosses vorhanden. Liegt dieser Sage doch vielleicht irgend ein mysteriöser Vorgang zu Grunde, etwa die Erwerbung des Altars aus der 1540 abgebrannten Georgenkapelle in Großenhain oder aus dem säkuli-

larifizierten Kloster Seußlig? Ich wage nicht so etwas zu glauben, sondern bleibe, bis etwas anderes festgestellt ist, zunächst bei der natürlichen Vorstellung, der Altar sei eine Stiftung des oben erwähnten Herrn Seiffart von Lüttichau oder seiner Söhne. Allerdings habe ich von einem Lüttichauschen Wappen an dem Altare nichts wahrgenommen.

Ich will die Schradendörfer nicht verlassen, ohne einige leicht skizzierte Bilder aus der Entwicklung ihrer Wirtschaft und Kultur zu entwerfen. Der Stoff dazu ist in reichem Maße vorhanden, als man meinen sollte. Da ist zunächst der höchst interessante Haushalts- und Wirtschaftsbericht des ehrenfesten und gestrengen Herrn Seiffart von Lüttichau auf Großknehlen vom Jahre 1474. Damals hatten Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht Runds schreiben an alle Städte, Amtleute und Vasallen ihrer Länder erlassen mit der Aufforderung, aufzuschreiben, wie viel Vermögen an Gütern und Leuten vorhanden sei, damit auf Grund dieser Angaben auf dem Reichstage in Nürnberg ein Anschlag wider die Türken aufgestellt werden könne. Zugleich aber kann man in diesen Erlassen auch den ersten Versuch zur Herstellung einer Statistik der wettinischen Lande sehen. Erhalten haben sich von den eingegangnen Antworten im sächsischen Hauptstaatsarchiv etwa dreißig Berichte von Amtleuten und Vasallen und fünfzehn von Städten. Zu den ersten gehört „der rechin zedel“ des oben genannten Ritters. Sein Hausstand umfaßt außer ihm und der Frau Katharina gebornen von Miltitz eine Tochter und vier Söhne, von denen nur zwei, Seifried und Heinrich, den Vater überlebten, dazu zwei Reiterknechte, einen Schreiber, einen Vogt, einen Stubenheizer, die zwei oben genannten Grenzwächter, einen Torwächter, einen Schirmmeister, einen Zimmermann, zwei Aderknechte und zwei Treiber, eine Jungfer, eine Schaffnerin, eine Köchin, eine Kindermagd, eine Käsemutter, zwei Viehmägde und einen Kuhhirten, dazu in Kleinknehlen und in Blochwitz noch je zwei Viehmägde und einen Hirten (er hat im ganzen vier- undsechzig Stück Rindvieh) und außerdem zwei Schäfer (für insgesamt achthundert Schafe). Er hat also insgesamt dreißig Personen Gesinde, denen jährlich außer der Verpflegung 72 neue Schock = 3024 Mark nach unserm Geldwerte an Lohn gezahlt werden soll, außerdem erhalten die beiden Schäfer 80 Scheffel Getreide. Der Ritter selbst braucht für tägliche Kleider und Schuhe 11 Schock = 462 Mark, seine Frau und seine Tochter 18 Schock = 756 Mark, die vier Söhne gar 25 Schock = 1050 Mark. Er ist aber mit diesem Garderobeaufwand nicht zufrieden, denn er sagt: „Auch bedürfte ich wohl etliche hundert Gulden zu Sonntagskleidern, wenn es die Hufen trügen, sie tragen es aber nicht.“ Ferner klagt er, daß er wegen zu geringer Einnahme 550 Schock = 23100 Mark Schulden habe, für deren Verzinsung er jährlich 34 Schock = 1428 Mark aufbringen müsse. Dazu kommen die Ausgaben für Salz, Würze, Kirichen, Birnen, Äpfel, Honig, Öl, Heringe (210 Mark), Stockfisch, gedörrte Fische, Gewürznelken, Feigen, Mandeln und Rosinen, für Harnisch, Sättel, Schwerter, Bäume, Halfter, Hufschlag, Wagen- und Pfluggeschirr, für 25 Viertel Bier und für ein halbes, bisweilen auch ein ganzes Tuder Wein — man wird nicht zu hoch greifen, wenn man den Jahresbedarf des Mannes auf 200 Schock = 8400 Mark bares Geld schätzt. Sowie

brachten die Güter trotz der reichlichen Zinsen, Naturalabgaben und Fronden der abhängigen Dörfer, die dazukamen, nicht ein. Deshalb sein Mißmut. Er lebte eben in einer Zeit der aufkommenden Geldwirtschaft, die auf der durch Bergbau und Großhandel bewirkten Vermehrung des Edelmetalls in deutschen Landen beruhte. Die dadurch herbeigeführte Krisis des sächsischen Adels dauerte auch während der ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts fort, bis er sich zu einer intensiveren Ackerwirtschaft und vor allem dazu entschloß, die jüngern Söhne im Staats- und Heeresdienst unterzubringen. Diese Krisis war hier auf dem verhältnismäßig magern Boden an der Lausitzer Grenze eher eingetreten als in den gesegnetern Landstrichen der innern Mark Meissen — es wird wohl ein böser Tag für unsern Rittermann gewesen sein, an dem er diesen „Rechenzettel“ abfaßte. Ich denke mir ihn, wie er mit seinem Schreiber am knarrenden Eichentische sitzt, mit gerunzelter Stirn, vor ihm ein Glas des sauersten Eigenbauweins — der Herbstwind heult um die verfallnen Scheunen und Ställe, die Dohlen krächzen um das löchrige Dach des alten Edelhofs, denn er klagt auch, daß er böse Scheunen und Ställe habe, und „eyn bösen sydelhoff, den ich muß eyn stücke abbrechin und ein narves wedir bauen.“ Hätte er in unsern Tagen gelebt, er wäre wohl oft nach Döllingen an der Nordseite des Schradens hinübergeritten, dort hätte er wenigstens in dem Herrn von Plöb, dem Begründer des Bundes der Landwirte, eine gleichgestimmte Seele gefunden, vor der er sich ausklagen konnte. Überdies berührt es uns angenehm, daß Seiffart von Lüttichau auch für seine Bauern ein Herz hatte; auch deren Not schildert er uns in beweglichen Worten. Die Bauern und Gärtner von Thiemig, Frauwalde und Rmehlen haben nasse Viehweide; sie müssen immer vor dem Schradenwalde hüten, deshalb stirbt ihnen alle Jahre viel Vieh. Sie haben nur dann genug Brennholz, wenn ein harter Winter einfällt; sonst können sie wegen des Wassers nicht in den Wald. Ihre Haupteinnahme ist der Erlös aus dem Hopfen. Steht er hoch im Preise, so kommen sie aus, steht er tief, so sind sie arme Leute. In Summa ist die Lage so, daß zu Rmehlen und Kleinkmehlen und zu Blochwitz einem wohl ein „Erbe“ (= ein Bauerngut) umsonst zufallen würde, wenn er es haben wolle. Man sieht, die Not der Landwirtschaft ist in manchen Gegenden uralte.

Hundert Jahre später (1575) sind unsre Berichterstatter die vom Kurfürsten August geschickten Visitatoren der Kirchen und Schulen. Ihre Berichte liegen in zwei Bänden in der Superintendentur zu Großenhain; sie beziehen sich aber keineswegs nur auf kirchliche Verhältnisse, sondern machen uns, da sie die Einkünfte der Pfarrer und der Kirchendiener behandeln, auch mit recht weltlichen Dingen bekannt. Wir erkennen z. B., daß in der Rödergegend und in den Schradendörfern noch manche Spuren der alten slavischen Verhältnisse bestehn. Eine Eigentümlichkeit der slavischen Feldwirtschaft war das unregelmäßige Durcheinander der Ackerstücke. Noch 1575 besteht der Pfarracker des ehemals slavischen Dorfes Koselitz aus folgenden Stücken: zwei liegen im See, eins beim Eichenbüschlein, vier am grünen Wege, vier bei den Aldenfeldern (Alden = Aldionen = Halbfreie), zwei ebenda, vier in der Vogel, vier im Notstalle, sieben auf der Heide, vier unter dem Teiche, vier samt einem Wiesenflecken unter

dem alten Weinberge, zwei vom Lehmacfer bis an das Kälberhegerich, vier bei dem neuen Weinberge, sieben Schwaden Wiesenwachs vorm Bruch, sechzehn Schwaden auf dem schwarzen Eichenhorst, acht in der Raupen. Die Bewohner von Pleffa bei Elsterwerda zahlen dem Diakonus drei alte Schock dafür, daß er ihnen Sonntags das Evangelium wendisch und deutsch auslegt, und in Elsterwerda selbst stiftet die „wendisch Beckerin“ zwei Schock zum Malen des jüngsten Gerichts in der Kirche. Dabei denke ich an die Kirche in Großthiemig, in der noch heute die ganze Empore durch eine halb verblichene, nicht eben kunstvolle Tafelmalerei halbkatbolischen Charakters verziert ist. Der Künstler nennt sich Johannes Heidenreich Dresdensis; gestiftet hat die Malerei der Pfarrer im Jahre 1579, doch ist sein Name verwischt. Wenn wir aber nun im Visitationsprotokoll von 1575 über den Pfarrer Andreas Schuricht in Großthiemig lesen: „Der Pfarrer hat die eine Schenke gekauft, was das Konsistorium ohne Zweifel darum erlaubt hat, weil es sein väterliches Gut gewesen ist. Da aber hieraus allerlei Unrichtigkeit und Argernis entsteht, so ist dem Pfarrer auferlegt worden, binnen Jahresfrist die Schenke zu verkaufen und sich solcher Nahrung forthin zu entschlagen. Der Pfarrer ist zwar leidlicher Geschicklichkeit, aber in seinem Amte etwas nachlässig erfunden worden, weshalb er unter Strafandrohung verwahrt worden ist,“ so fällt auf diese Stiftung vielleicht eine ganz besondere Beleuchtung. Auch anderwärts sah es mit der Kirchlichkeit der Pfarrer in den Walddörfern etwas dünn aus. In Naunhof (an der Straße von Radeburg nach Meissen) heißt es: „Der Pfarrer dieses Orts ist gar ein ungelehrter Mann, ist seines Handwerks ein Tuchmacher gewesen und von einer Glöcknerei zu diesem Pfarramte gekommen. Weil ihm aber die Eingepfarrten samt dem Lehnsherrn ein gutes Zeugnis geben, so hat man mit ihm Geduld getragen.“ Auch mit dem Kirchendiener des Orts ist nicht alles in Ordnung; ihm wird bei Strafe von zwei Schock geboten, daß er künftig unterlasse, „für die Gemeinde vom Altar aus Güter feilzubieten und sonstiges auszurufen.“ Freilich wars den armen Schulmeistern teilweise auch recht schwer gemacht, in normaler Weise ihr Einkommen zu erhalten; denn z. B. der in Bärwalde hat einen Garten am Hause, in den „man vier Scheffel säen könnte, wenn es des Wildes wegen möglich wäre.“

Schließlich gewähren uns die reichhaltigen Rittergutsarchive, insbesondere die Erbbücher von Frauenhain und Merzdorf, einen Einblick in die bäuerlichen Verhältnisse während des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Wir ersehen daraus mit Erstaunen, daß sich die Lasten der Bauern im Zeitalter der Aufklärung in Sachsen nicht verminderten, sondern eher vermehrten und namentlich in dem Falle drückend gestalteten, wenn an Stelle einer alteingesessenen Adelsfamilie ein bürgerlicher Besitzer, am schlimmsten, wenn eine bürgerliche Frau die Rechte der Gutsherrschaft ausübte. In Frauenhain hat in dieser Hinsicht die Frau Anna Dorothea verwitwete Baldauf geborne Sonnenwaldin (1725 bis 1737), in Merzdorf die etwa zu gleicher Zeit residierende Anna Juliane Schmiedin kein gesegnetes Andenken hinterlassen. Die Sonnenwaldin suchte alle Fronen und Dienste der Gemeinde willkürlich zu steigern, während sie den Leuten das Lehnholz verkürzte; auch bei einem Umbau der

Kirche erlaubte sie sich auf Kosten der Gemeinde so große Eigenmächtigkeiten, daß ihre Erben später sechshundert Taler herauszahlen mußten. Deshalb wurde ihr über der Orgel angebrachtes Symbol, eine goldne Sonne, die bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein die Bauern an ihre einstige Quälerin erinnerte, nicht eben mit freundlichen Augen angesehen. Die Schmiedin in Merzdorf hatte zwar 1733 versprochen, von der üblichen Kost der Froner und Fronerinnen nichts abzubrechen, also täglich zu gewähren: „Biermährde mit Graupen, Mehlbrei mit Speck und Zwiebeln, zwei Bämmchen Brot und einen Käse,“ auch jedem Knecht „zwei rauche Kalb Felle, denen Mägden aber acht Groschen Schuh Geld über das hergebrachte Lohn“ zu geben, auch sollten „alle geleisteten Unterthandienste Sonntag Abend an die Kerbhölzer angeschnitten und ihnen eben dieser Zeit ihr Lohn gereicht werden,“ aber in Wahrheit hörten die Klagen des Gesindes und der Gutsuntertanen nicht auf, bis schließlich durch einen kurfürstlichen Kommissar die 58 Streitpunkte gütlich beigelegt wurden. Von den Bauern war z. B. verlangt worden, sie sollten auch außerhalb der ordentlichen Frintage Brennholz für die Herrschaft fahren und sie sollten auch an Markttagen Dienst tun. Es mußte ausdrücklich festgesetzt werden, daß die Botenkäufer nicht über zwölf Pfund zu tragen hätten, daß Frauen und Kinder in Abwesenheit der Männer mit Erb- und Lohntagen verschont würden. Die Herrschaft verlangte, daß die Froner bei Getreidefuhren auch die Säcke lieferten, daß sie sich und die Pferde selbst beköstigten, in der ersten Nacht das Stallgeld zahlten, Wege und Dämme beschotterten. Alles Schlachtvieh, Butter und andre Lebensmittel mußten, ehe sie auf den Markt gebracht wurden, erst der Herrschaft zum Kauf angeboten werden; wurde aber das Gut verkauft, so mußte jeder Hüfner drei Taler Lehngeld zahlen, die kleinern Besitzer im Verhältnis. Dabei besaß die Herrschaft in Frauenhain beide Schenken und zwang die Bauern, das Bier bei ihr, die Kanne zu vier Pfennigen, zu kaufen, und der Gerichtsverwalter war bemüht, die Gemeinderugen, ein altes Gericht der Dorfgemeinschaft unter Vorsitz ihres Richters, zu verbieten, damit zu Gunsten der herrschaftlichen Klasse „alles prozeßmäßig traktieret“ werde.

Wie manche Faust mag sich damals gegen die Schlösser der Gutsherren geballt haben, und das zu einer Zeit, wo man sich nicht nur in Frankreich, sondern auch an den deutschen Höfen den Landmann mit Vorliebe als den von sanften Empfindungen bewegten „Schäfer“ vorstellte. Man versteht unter diesen Umständen die tiefe Erregung, die der Ausbruch der französischen Revolution, insbesondere die in der berühmten Nachtitzung vom 3./4. August 1789 bewirkte Aufhebung aller Fronen und Feudallasten auch bei den sächsischen Bauern hervorrufen mußte. Die bekannten Unruhen des Sommers 1790, besonders in der Meißner und der Lommatzcher Gegend, wo das Selbstbewußtsein am größten war, sind ein deutliches Symptom davon. Welche Wohlthat war also das 1832 im Sinn und Geiste des Reichsfreiherrn vom Stein von der sächsischen Regierung und dem neuen Landtage vereinbarte Ablösungsgesetz, das allerdings zu seiner Durchführung Jahrzehnte in Anspruch nahm.

Von Amehlen gelangte ich im Laufe des Nachmittags nach Ortrand, einem kleinen freundlichen Städtchen von nur 1600 Einwohnern, die abgesehen von

einiger Fabrikttätigkeit meist Landwirtschaft und ein Gewerbe betreiben. Früher war die Stadt durch Bierbrauerei, Weinbau und namentlich als eine wichtige Station der hohen Straße weit bedeutender: in kursächsischer Zeit gab es hier ein Hauptgeleit und sechs Beigeleite, ja sogar eine Reitergarnison. Die Umgebung von Ortrand war früher so sumpfig, daß sie das „Froschland“ hieß; die ältern Häuser der Stadt sind auf Erleurost gebaut. Ortrand war die Nordostecke sowohl der bischöflich Naumburgischen Besitzungen wie der Mark Meissen, deshalb glaube ich, daß sein Name mit dem althochdeutschen Wort ort = Rand, Ecke zusammenhängt (vergl. Ortensburg in Bauzen). Die Aufgabe des Orts war es, den Übergang über die nördlich vorüberfließende Pulsnitz zu decken und den Grenzverkehr der hohen Straße zu überwachen. Das jenseits der Pulsnitz dem Städtchen nordwärts vorgelagerte Burkensdorf erscheint wie eine Deckung des Zugangs zur Pulsnitzbrücke.

Von Ortrand an sind die den Lauf der Pulsnitz flussaufwärts begleitenden Grenzwälder größtenteils erhalten. Das Ansehen der ganzen Gegend ist ein andres als das der Schradenlandschaft. Moorede und Wasser machen allmählich dem Sande und dem Kiefernwalde Platz, wo nur die Fluren für einzelne Dörfer gerodet sind. Das wurde ich inne, als ich im Oktober einmal von Ortrand zu Fuß nach Ponickau und Lüttichau wanderte. Vom Bahnhof aus südwärts wandernd passiert man bald die preußisch-sächsische Grenze, die durch flechtenbewachsene Granitsäulen markiert ist. Dann betreten wir auf ansteigendem Wege den Wald: weiße Birkenstämme mit goldnem Laube säumen den Weg, der von zahlreichen Vögeln aller Art belebt ist; ein reizender Grünspecht mit rotem Oberkopf flog lange Zeit von Stamm zu Stamm vor mir her, immer sich umschauend, ob ich ihm auch folge. Dabei wurde mir klar, wie die alten Staliker darauf gekommen sind, gerade im Specht ein heiliges Tier des Mars, des kriegerischen Gottes ihrer Wanderscharen, zu verehren. Wenn sie, eine neue Heimat suchend, durch die Wälder des Apennin zogen, folgten sie gern dem Fluge des Spechtes; ein ganzer Stamm, die Picenter (von picus = der Specht), hat sich nach dem klugen Vogel genannt. Der Kiefernwald zur Rechten ist von zahllosen roten Fliegenpilzen eingefast, die sich herausfordernd in der abgeblühten Heide breit machen. Endlich ist der Rücken des Hügels erstiegen — und nun breitet sich vor dem Auge ein weiter Kreis grünen Wiesenlandes aus, umringt von einem Kranze sanft auf- und absteigender Walbhügel. Das Gelände macht den Eindruck, als stünde man auf der Dünenkette eines großen Sees, der in der Urzeit das ganze Rund ausfüllte — jetzt liegt in seiner Mitte still und regungslos das Dorf Ponickau, aus dem sich der große weiße Kirchturm und weiter rechts das Mansardendach des Vorwerks emporheben. Dieses Vorwerk, jetzt zum Rittergut Linz gehörend, bezeichnet wohl die Stelle, auf der sich ehemals das feste Haus der deutschen Herren von Ponickau erhob. Ihnen war hier der Grenzschutz anvertraut, ebenso wie etwas weiter östlich im Dorfe Lüttichau der schon erwähnten Familie. Doch scheinen die Ponickaues verhältnismäßig früh aus dieser Gegend verschwunden zu sein; im Jahre 1373 wird ein Witschel von Ponickau als Marschall des Bischofs Konrad von Meissen genannt; ein späterer Hans von Ponickau aber ist über den Grenzfluß hinüber

in die Oberlausitz gezogen, denn er erhält 1420 den Lehnbrief für Pilsnitz und Elstra von König Sigismund von Böhmen.

Das Dorf Ponickau liegt trotz seiner Waldeinsamkeit auf uraltem Kulturboden. Im Jahre 1760 sind nicht weit von der Pfarre und um 1800 auch im Schulgarten nahe am Kirchhofe wendische Fürstengräber entdeckt worden. Doch müssen das Christentum und das Deutschtum verhältnismäßig früh hier eingedrungen sein. Eine alte Sage erzählt von einem schlichten Holzkirchlein, das im jetzigen Pfarrgarten gestanden und von den aufständischen Slaven verbrannt worden sei. Geschmolzenes Glockenmetall, das vor einem Menschenalter an der bezeichneten Stelle zum Vorschein kam, scheint die Sage zu bestätigen. Es handelte sich wohl um einen Platz, der auch den Slaven heilig war. Deshalb suchte man später den heidnischen Zauber durch ein wundertätiges Marienbild zu überwinden. Es war noch um 1750, an Kopf, Händen und Füßen aus bemalten Zinn, in der Kirche vorhanden, deren ältester Teil aus einem fast fensterlosen, festungsartigen Tonnengewölbe besteht. Jetzt erinnert nur noch der schöne, wohl auch aus der Großenhainer Kunstschule stammende Flügelaltar mit der Jahreszahl 5001, die wohl als 1501 aufzufassen ist, an den alten Marienkultus. Er enthält im Mittelstück in ziemlich großen, gut ausgeführten Figuren die Krönung der Jungfrau durch Gott und Christus, darüber zwei Flügel mit Aposteln.

Der Tag, an dem man aus der ganzen Umgegend zum Marienbilde von Ponickau wallfahrtete, war der Tag Mariä Geburt. Nach dem Gottesdienste fand eine Prozession zum wundertätigen Rosenbrunnen statt. Daran schloß sich ein nicht unbedeutender Markt. Noch 1821 berichtet der Schumannsche Chronist, er könne dem Lorenzkircher Markte an die Seite gestellt werden. „Der Flachsmarkt beginnt allemal mit Sonnenaufgang, der Krammarkt aber mittags 12 Uhr. Die Zahl der Flachsverkäuferinnen beläuft sich oft an zweihundert, die der Kaufleute und Krämer an vierhundert. Der Flachs kommt meistens aus der Lausitz, die Kramware aus Ortrand, Nadeburg, Königsbrück, Dresden, Meissen. Jeder Einwohner hat an diesem Tage Schenk- und Speiserecht, und auf dem Markte halten die Ortrander Fleischer eine ordentliche Garfüche.“ Wie fremdartig und sonderbar mutet uns dieses Bild einer verschollenen Wirtschaftsweise und eines abgestorbenen Verkehrs an — und doch ist es noch nicht hundert Jahre her. Seitdem ist's still geworden im alten Grenzwalde, Handel und Wandel haben sich hinunter ins Elbtal verzogen — niemand kauft mehr Flachs auf dem Jahrmärkte, das Spinnrad ist in Staub und Moder zerfallen, und das jüdische Warenhaus liefert sogar dem Landvolk die fertigen Hemden aus minderwertigem Baumwollstoff, an dem der Schweiß des modernen Fabrikarbeiters und der Blutstropfen der großstädtischen Maschinennäherin kleben. Aber die Bauern von Ponickau und Lüttichau haben die alte Zeit noch im Gedächtnis, sie wissen auch noch, daß sie am „Landgernerke“ sitzen, denn von den zu ihnen eingepfarrten Leuten von Rohna sagen sie: „die drüben in der Lausitz“ — sie fahren auch fort, ein fleißiges, stilles, zähes Geschlecht, um fargen Gewinn ihren magern Sandacker zu bauen und dem König Soldaten zu liefern, gebe Gott, noch recht lange!

Bald hinter Lüttichau ändert sich die Szenerie der Grenzlandschaft von neuem. Bis nach Zochau, das mit seinen auf dem waldumringten Wiesenplan zerstreuten Gehöften als ein typisches Germanendorf erscheint, begleitet uns die waldbige, nur von leichten Hügelketten bewegte Ebne, hinter dem Dorfe aber grüßen uns auf ausichtsreicher Höhe zuerst die kühnern Formen des Lausitzer Gebirges, insbesondre die edle Pyramide des Keulenberges, die über der langen schweigenden Kieferlinie zur Linken trotz des Novembers im blauen Dufte eines Spätsommertages erscheint. In dem marktstellenartigen Dorfe Krakau, wo auch noch eine hohe kursächsische Postsäule erhalten ist, überschreiten wir den Grenzfluß und fahren nun auf dem rechten Ufer der Pulsnitz weiter durch ein anmutiges Bergland; tief unter uns zur Rechten rauscht der Fluß. Dann folgt Steinborn, ein Dorf von so deutschem Charakter wie nur irgend eins auf dem Raume des Erzgebirges, und endlich, wie ein thüringisches Städtchen zwischen Waldberge eingebettet, das vorläufige Ziel unsrer Fahrt: Königsbrück. Auch hier stehn wir auf dem Boden uralter Geschichte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon Karl der Große bis in diese Gegenden vordrang und hier den Weg durch die Sümpfe der Pulsnitz ostwärts und westwärts durch einen Knüppeldamm, wie solche im alten Sachsenlande ausgegraben worden sind, gesichert hat; denn die Brücke über die Pulsnitz allein hätte wohl kaum die Anlage einer befestigten und im Namen des Königs gehaltenen Station nötig gemacht. Spätestens ist der Ort von den sächsischen Königen angelegt und als Grenzburg und Hüter des zur hohen Straße gehörenden Passes durch die Pulsnitzsümpfe befestigt worden. Königsbrück ist jetzt ein sauberes aber stilles Städtchen, dem nur die Garnison eines Artillerieregiments etwas Leben verleiht. Der Markt bewahrt durch das turmgekrönte Rathhaus und einige ältere Bauten einen eigentümlichen Charakter. Tritt man in die Gaststube des Ratskellers ein, so bewundert man über der Thür das Ölgemälde eines Aufzugs der Bürgerschützen. Es stammt aus der sogenannten Biedermeierzeit, und der Maler hat die Leibesgröße des Schützenkönigs, namentlich die seines Kopfes, so übertrieben, daß er sogar den hinter ihm schreitenden Bürgermeister und die Ratsherren in den Schatten stellt, und daß das Ross, auf dem er reitet, wie ein holländisches Pony erscheint. Das Schloß, einst der Mittelpunkt einer nicht mehr unbedeutenden Standesherrschaft, mit der verfassungsgemäß der Sitz in der sächsischen Ersten Kammer verbunden ist, ist ein nüchternen Barockbau mit eingebauten ältern Teilen. Es steht jetzt leer und gewährt in seiner Verödung einen trostlosen Anblick, nur der Schloßgarten hat sich einen Schimmer der alten Romantik bewahrt.

Königsbrück ist mit Dresden durch die Bahn verbunden. Auf diesem Wege beschloß ich auch meine Rückreise nach Meißen anzutreten. Als ich zum Bahnhof emporsteigend noch einmal über die in der Nachmittagssonne glänzenden Schieferdächer des Städtchens hinüberschaute, mußte ich lächeln; denn ich mußte plötzlich an einen Königsbrücker Hinterwäldler denken, dessen Daseins Spuren ich vor Jahren im Pfarrarchiv des Dorfes Weißtrops gefunden und im Gedächtnis behalten hatte. Das war der biedere Schieferdeckermeister Friedrich Streubel aus Königsbrück, der irgend einmal im achtzehnten Jahrhundert das Weißtropscher Kirchturndach repariert und aus Ärger darüber, daß ihn der Pfarrer nicht in die kirchliche Fürbitte eingeschlossen hatte, dort eine „Nachricht der Zeit des

Turmbaus zu Weißtropp“ hinterlassen hat, die mit folgendem klassischen Satze schließt: „Der Pretiger der Zeit ein sehr Vernagelter Mann weil er in wehrenter Zeit des Baues nicht ein Wort erwähnt in dem der gebraucht, das der Pretiger die an einen solchen Gefährlichen Orte in der Kirche gebehthen wird.“ Man weiß genau, was er sagen will, aber welcher Germanist vermag wohl den grammatisch-logischen Knoten dieses Sprachbildners zu lösen?

Die Bahnfahrt von Königsbrück nach Dresden führt uns erst durch die schönen Wälder der Lausnitzer Heide, dann durch die Dörfer an ihrem Südrande. Hier qualmen Kohlenmeiler und die Schloten zahlreicher Glasfabriken. Später sieht man den vornehmen Schloßbau von Hermsdorf aus hohen Baumwipfeln hervorragen und den schlanken Kirchturm von Lausa. Dieses Gelände wird uns verklärt durch die Erinnerung an die ehrwürdige Gestalt Samuel Kollers, der bis zum Jahre 1850 hier als Pfarrer wirkte, und dem Gerhard von Kugelgen in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Ich sehe ihn im Geiste mit seinem Zögling auf der Straße nach Hermsdorf dahinvandern, den echten Heidepastor, der sich in der Einsamkeit so tief in Gottes Wesen und in die Menschennatur versenkt hatte, daß ihm im gegebenen Augenblick ein nimmer versiegender Brunnen herzbewegender Rede zur Verfügung stand, den echten Heidepastor, in dem auch ein Stück alten Volksglaubens lebendig war, wenn er, wie einst Mutter Anna, aus dem verkohlten Fleische und den Knochen von Elstern und andern Heidevögeln seine hochgeschätzten Pulver und Mixturen gegen Krankheiten aller Art zusammensetzte. Der Totensonntag ist nahe: da werden wieder Hunderttausende evangelischer Deutscher in wehmütiger Andacht das Kollersche Lied singen, das die Stimmung des Tages wiedergibt wie kein andres:

Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen,
Von ihrer Arbeit, die sie in Gott getan,
Und ihre Werke folgen ihnen
Nach in des ewigen Friedens Hütten.

Was würde der biedre Koller wohl sagen, wenn er heute, nach einem halben Jahrhundert, seine Gemeinde wiedersähe, eine Gemeinde, in der der Bauer erdrückt wird von dem eingemieteten Fabrikarbeiter und vom fliegenden Maurer und Zimmermann, der heute dahin und morgen dorthin zur Arbeit fährt? Und doch — er würde sich kraft seiner naturwüchsigen Tüchtigkeit auch in die neue Zeit mit ihren ungelösten sozialen Fragen hineingefunden haben, nur hätte er noch öfter, als er es ohnehin tat, am Herzen der Natur Trost suchen müssen. Während ich diesen Gedanken bei sinkender Sonne nachhing, flammte ein Abendhimmel auf, wie ihn der November wohl nur sehr selten beschenkt: ein leuchtendes Orangerot an den ruhenden Rändern des Gewölbes ging nach oben zu immer mehr in ein liches Meergrün über, als wollte der Himmel selbst uns den Ozean der Zeiten malen, in dem wir nach einer kurzen Spanne des Wirkens alle versinken. Aus dem grünen Meere aber schaute der silberne Mond tröstend in die Welt wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden.

